

Friedrich Creuzer

1771 – 1858

**Philologie und Mythologie
im Zeitalter der Romantik**

Begleitband zur Ausstellung
in der Universitätsbibliothek Heidelberg
12. Februar – 8. Mai 2008

Herausgegeben von

**FRANK ENGEHAUSEN, ARMIN SCHLECHTER und
JÜRGEN PAUL SCHWINDT**

verlag regionalkultur

Titelbild: Porträt Georg Friedrich Creuzers um 1820 von Jakob Wilhelm Friedrich Roux, Pastell, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a. M.
Im Hintergrund: Handschrift Friedrich Creuzers. Aus den Akten des Universitätsarchivs Heidelberg

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89735-530-9

Diese Publikation ist entsprechend den Frankfurter Forderungen auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier (TCF nach ISO 9706) gedruckt.

Gesamtherstellung: verlag regionalkultur
Lektorat: Jürgen Zieher, vr
Satz: Harald Funke und Jürgen Zieher, vr
Umschlaggestaltung: Jochen Baumgärtner, vr
Endkorrektur: Eberhard Guderjahn, vr

© 2008. Alle Rechte vorbehalten

verlag regionalkultur Heidelberg – Ubstadt-Weiher – Weil am Rhein – Basel

Korrespondenzadresse:

Bahnhofstr. 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • Telefon (07251) 36703-0 • Fax 36703-29 •
E-Mail: kontakt@verlag-regionalkultur.de • www.verlag-regionalkultur.de

Inhalt

Die Universität Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts	9
EIKE WOLGAST	
Creuzers Leben im Spiegel seiner Autobiographie	25
FRANK ENGEHAUSEN	
Sinnbild und Denkform. Creuzers „Alterthumskunde“ und das romantische Erbe der Klassischen Philologie	41
JÜRGEN PAUL SCHWINDT	
Creuzers „romantische“ Morgenlandfahrt	59
FRIEDRICH STRACK	
Creuzers <i>Symbolik und Mythologie</i> und der Antisymbolikstreit mit Voß sowie dessen Kryptokatholizismusvorwurf	73
GERHARD SCHWINGE	
Perspektiven idealistischer Symboltheorien – Creuzers Forschungen im Fokus von Schellings und Hegels Symbolverständnis	89
SUSAN RICHTER	
Creuzer als Wegbereiter der archäologischen Forschung	99
ANDREAS HENSEN	
Zwischen Wissenschaft und Phantastik. Zur Rezeption der <i>Symbolik</i> in Frankreich	113
JOSÉPHINE JACQUIER	
Creuzer und die <i>Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur</i>	127
REGINA BAAR	
Creuzer als Dekan	143
WERNER MORITZ	
Katalog	159
Siglen der Katalogbeiträge	209
Verzeichnis der Abkürzungen	209
Abbildungsnachweise	209
Quellen und Literatur	210



Gingo biloba.

Dieses Baum's Blatt, der von Osten
 Meinem Garten anvertraut,
 Giebt geheimen Sinn zu kosten,
 Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es Ein lebendig Wesen?
 Das sich in sich selbst getrennt,
 Sind es zwey? die sich erlesen,
 Dafs man sie als eines kennt.

Solche Frage zu erwiedern
 Fand ich wohl den rechten Sinn;
 Fühlst du nicht an meinen Liedern
 Dafs ich Eins und doppelt bin?

In Creuzers Nachlass findet sich die Handschrift eines Gedichts, das Goethe ohne Titel im Spätherbst 1815 „Herrn Hofrath Creuzer in Heidelberg“ zugeeignet hatte: „Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815“. Das unter der Überschrift „Gingo biloba“ 1819 im „West-östlichen Divan“ zuerst gedruckte Gedicht liefert ein Musterbeispiel schlichter Symbolik, die sich unmittelbar, in der bloßen Anschauung, erschließt.

Die Universität Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts¹

Von Eike Wolgast

Die Reorganisation der Universität Heidelberg nach dem Übergang der rechtsrheinischen Pfalz an Baden verband sich mit einer höfisch-dynastischen Legende, die schon von den Zeitgenossen akzeptiert, das ganze 19. Jahrhundert hindurch und vielfach darüber hinaus tradiert wurde. Stifter der Legende war der badische Geheime Regierungsrat Johann Niklas Friedrich Brauer. In seinem *Bericht über die Universität Heidelberg* vom 20. April 1803 zog er aus der Prüfung der materiellen Umstände der Universität den Schluss, *daß Serenissimus mit Heidelberg mehr nicht als ein unentgeldliches Privilegium zur Anlegung einer durchaus neu zu dotirenden Universität erlangt haben.*² Aus Mangel an Kenntnis der Hintergründe und Zusammenhänge sowie aus der Gesinnung des dankbaren Untertanen haben schon die Zeugen der Reorganisation ihren neuen Regenten als zweiten Stifter gefeiert. Als Karl Friedrich von Baden im Juni 1803 Heidelberg besuchte, errichtete ihm die Universität einen Triumphbogen mit der Inschrift: *Serenissimo Electori Carolo Friderico Rupertae Restauratori.*³ Seit 1805 fügte die Universität den Namen Karl Friedrichs dem ihres Gründers Ruprecht I. hinzu.

Die Legende von der *durchaus neu zu dotirenden Universität* verfügte über einen Wahrheitskern, ließ aber die wirkliche Vorgeschichte der so genannten Wiederbegründung großzügig außer Acht. Unbestreitbar stand die Heidelberger Universität am Ende der Regierungszeit Karl Theodors 1799 materiell und auch geistig vor dem Ruin. Der Rektor von 1798, der Mediziner Franz Anton Mai, befand damals: *Die Hohe Schule zu Heidelberg hat die Gebrechen des höchsten Alters: Stumpfheit und Untätigkeit.*⁴ Verantwortlich dafür waren lang-, aber auch kurzfristige Ursachen. Im 18. Jahrhundert war Heidelberg nach dem Wechsel der Dynastie Objekt einer energischen und kontinuierlichen Gegenreformation geworden. Die katholischen Kurfürsten hatten systematisch und erfolgreich ihren Glaubensgenossen zur Dominanz in der Universität verholfen – mit einem deutlichen Schwerpunkt in der katholischen Theologie, die im Jubiläumsjahr 1786 über sechs Ordinariate und zwei Assessoren verfügte, während die reformierte Theologie der Mehrheitskonfession des Landes mit zwei Professuren auskommen musste. 1803 waren von 17 nichttheologischen Ordinariaten (außer den drei Kameralisten)⁵

1 Als Grundlage für das Folgende dient WOLGAST, Phoenix (mit weiterer Lit.). Reiches Material ist verarbeitet bei KELLER, Geschichte, sowie bei SCHNEIDER, Geschichte. Vgl. auch MUSSGNUG, Wiederemporbbringung. Zu den Heidelberger Professoren vgl. DRÜLL, Gelehrtenlexikon 1803–1932.

2 Zit. nach WÜRTZ, Brauer, S. 177.

3 KELLER, Geschichte, S. 151. Der Mediziner Franz Anton Mai hatte 1797 die Stiftung einer Medaille vorgeschlagen, die den Kurfürsten Karl Theodor als *Restaurator Uni[versitatis] Heid[elbergensis]* feiern sollte, vgl. ebd., S. 19.

4 Zitiert nach WOLGAST, Phoenix, S. 36.

5 Vgl. dazu auch unten S. 10.

nur zwei mit Evangelischen besetzt. Die konfessionelle Begrenztheit bei der Personalauswahl wurde dadurch verschärft, dass für die Theologische und für die Philosophische Fakultät faktisch ein Monopol der Orden, vor allem der Jesuiten und nach ihrer Auflösung der Lazaristen, bestand, dagegen Weltgeistliche von den Professuren ausgeschlossen blieben. Bei den Professuren, die nicht von Ordensleuten besetzt waren, galt das Landeskindprinzip; außerdem wurden Expektanzen erteilt, die das Institut der Erbprofessur begünstigten. So bekleidete der Jurist Franz Ignaz Wedekind bereits in der dritten Generation eine Professur in der Juristischen Fakultät; ähnlich stand es mit der Theologenfamilie Wundt, in der Vater, drei Söhne und ein Enkel theologische und philosophische Professuren innehatten.⁶ Das war freilich nicht nur ein Heidelberger Phänomen.

Die konfessionelle Ausrichtung hätte einer geistigen Erneuerung nicht im Wege stehen müssen, wie die erfolgreiche Reform der Universität Mainz in der Spätphase des Kurstaates beweist. Heidelberg verstand sich dagegen – und wurde von Karl Theodor so verstanden – als *Oase mitten in einer aufklärungssüchtigen Welt*.⁷ Zu einem Zug von Modernität verhalf ihr lediglich die *Staatswirtschafts Hobe Schule* (vorher: *Kameralhochschule*), die 1784 von Kaiserslautern nach Heidelberg verlegt wurde; hier wurden Kameralistik sowie praktische und nützliche Wissenschaften, gegründet auf Anschauung, Beobachtung und Erfahrung, gelehrt. Der bekannte Pietist und Augenarzt Johann Heinrich Jung-Stilling war zugleich Professor für Forst- und Landwirtschaft, Vieharzneikunde, Fabriken- und Handlungswissenschaft. Alle drei Ordinarien waren evangelisch, obwohl von katholischer Seite Parität bei der Besetzung gefordert worden war. Nach der Verlegung wurden die Lehrstühle in die Philosophische Fakultät eingegliedert, im Übrigen behielt jedoch die *Staatswirtschafts Hobe Schule* organisatorisch und finanziell ihre Autonomie und setzte sich auch räumlich von der übrigen Universität ab, indem sie das Palais Weimar (Hauptstraße 235) bezog.⁸

Finanziell war die Universität an sich einigermaßen hinreichend ausgestattet, wenngleich die ökonomische Selbstverwaltung schon seit vielen Jahren mehr schlecht als recht funktionierte. Zur Katastrophe kam es seit 1794, als nach der definitiven Besetzung der linksrheinischen Gebiete durch französische Truppen die Einkünfte aus diesem Teil der Pfalz, aus dem die Subsistenzmittel der Universität weit überwiegend stammten (Rheinzölle, Universitätsdörfer, Gefälle), ausblieben. Benötigte die Universität zur Bestreitung ihrer Ausgaben jährlich 19.000 fl., 17 Fuder Wein und 360 Malter Getreide, so standen ihr ab 1794 höchsten 2.000 fl., zwei Fuder Wein und 200 Malter Getreide zur Verfügung.⁹ Die Folge waren hohe Kreditaufnahmen und wachsende Verschuldung. Bereits 1798 kam eine Regierungskommission zu dem Schluss, dass die Universität angesichts ihrer finanziellen Misere als *ein hoffungsloser Kranker* anzusehen sei, *den man am besten ruhig sterben lässt*.¹⁰

Nach dem Tode Karl Theodors begann der neue Kurfürst Maximilian Joseph sofort mit Reformen. Noch 1799 erging eine Religionsdeklaration, die für die Universität Heidelberg

6 Vgl. KELLER, Geschichte, S. 14–17; DRÜLL, Gelehrtenlexikon 1652–1802, S. 165–169, 174–179.

7 BURKART, Oase, S. 27.

8 Vgl. zusammenfassend LESSING, Technologen.

9 Vgl. WOLGAST, Heidelberg, S. 36f.

10 MUSSGNUG, Wiederemporbringung, S. 131; vgl. auch Urkundenbuch Bd. 2, Nr. 2481.

bestimmte, dass die Lehrstühle in der Juristischen, Medizinischen und Philosophischen Fakultät künftig nicht mehr nach konfessionellen Prioritäten, sondern nur noch nach *der Tüchtigkeit der Subjecte* besetzt werden sollten. Die pars reformatorum der Theologischen Fakultät erhielt eine dritte Professur. Die Stellen des Bibliothekars und des Syndikus alternierten zwischen Katholiken und Reformierten, ebenso war eine der beiden Oberprokuratorenstellen mit einem Reformierten zu besetzen.¹¹ Die Lutheraner blieben unberücksichtigt. Personalpolitisch setzte die neue Regierung ein Zeichen der Modernisierung, indem sie die von Karl Theodor blockierte Berufung des Karmelitermönches Thaddäus Anton Dereser zum Ordinarius für orientalische Sprachen vollzog. Dereser war ein prominenter Vertreter der katholischen Aufklärung, der sich bemühte, Rationalismus und Kirchenlehre zu harmonisieren.¹²

Einen entscheidenden Schritt zur finanziellen Sanierung der Universität tat der Kurfürst 1802. Zum einen schenkte er ihr zur Einschmelzung die Kirchengeräte der Oggersheimer und Mannheimer Kapellen im Wert von 42.000 fl. – tatsächlich wurden sogar 56.000 fl. erlöst und damit die Schulden bezahlt. Zum anderen entsprach Maximilian Joseph im September 1802 der Bitte der Universität und überließ ihr zur Kompensation ihrer Verluste im französisch gewordenen Teil der Pfalz die Hälfte der rechtsrheinischen Besitzungen und Einkünfte der Hochstifte, Klöster und Stifte, die in den linksrheinischen Gebieten von den Franzosen aufgelöst worden waren.¹³ Die Entschädigungen sollten möglichst in den Ämtern Heidelberg und Ladenburg situiert sein. Dass dazu auch die Besitzungen des Hochstifts Speyer gehörten, wurde allerdings von der Markgrafschaft Baden sofort angefochten, die auch die gesamte Schenkung bei den Verhandlungen mit Bayern über die Übergabe der rechtsrheinischen Pfalz – vorsichtig, um mit dem bayerischen Kurfürsten nicht in Streit zu geraten – in Zweifel zog. Allerdings hieß es in der badischen Instruktion für die Verhandlungen, dass *die Schenkung eine Studienanstalt betreffe, die Wir ohnehin empor zu bringen geneigt seien*.¹⁴ Nachdem Karl Friedrich schon im November 1802 die ihm dann durch den Reichsdeputationshauptschluss zugesprochenen Territorien in Besitz genommen hatte, wurde bereits am 17. Dezember die Schenkung kassiert.¹⁵ Zugespitzt ließe sich sagen, dass Karl Friedrich der Universität die ihr von Maximilian Joseph zugewiesenen Subsistenzmittel entzog, um sich anschließend als Wiederbegründer feiern zu lassen. Auf jeden Fall brachte er die Universität völlig unter Staatseinfluss, indem er sie ganz von staatlicher Alimentierung abhängig machte. Ein paralleler Vorgang läßt sich für die Universität Berlin konstatieren. Hier wollte Wilhelm von Humboldt die Neugründung auf Domänen fundieren, um ihr *mehr Selbständigkeit, mehr innere Würde und größeres Vertrauen beim Ausland* zu geben. Die Kultusbürokratie verfolgte dagegen das genau entgegengesetzte Ziel, über die Finanzierung die völlige Unterordnung der Universität unter den Staat zu sichern: Mit den Köpfen wird fertig, wer die Mägen beherrscht. *Und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherheit, daß die ersteren dafür [sc. den Staat] arbeiten*.¹⁶

11 Vgl. HAUTZ, Geschichte Bd. 2, S. 304f.

12 Vgl. BURKARD, Oase, S. 137–158.

13 Urkundenbuch Bd. 2, Nr. 2568, 2575, 2577.

14 Ebd., Nr. 2579, 2571.

15 Ebd., Nr. 2595.

16 Vgl. WOLGAST, Phoenix, S. 43f. Anm. 46.